

**Zeitschrift:** Wasser- und Energiewirtschaft = Cours d'eau et énergie  
**Herausgeber:** Schweizerischer Wasserwirtschaftsverband  
**Band:** 51 (1959)  
**Heft:** 11

**Artikel:** Geschichte und Kultur des Engadins  
**Autor:** Bezzola, Reto R.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-921312>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 06.02.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

mauer Albigna eingeladen hatten, vereinigt die verschiedenen Gruppen. Stadtrat *W. Thomann* begrüßt mit herzlichen und witzigen Worten im Namen der Gastgeber die vielen Gäste und gedenkt anerkennend der fruchtbaren Tätigkeit unseres Verbandes auf dem Gebiete der Wasserwirtschaft; Vizekreispräsident *V. Picenoni* entbietet den Willkommensgruß auf terra bre-

gagliota. Der Eindruck über die gelungene Veranstaltung wird durch den bei der Heimfahrt mit den Postautos wieder einsetzenden Regen keineswegs verwischt, und dankbar erinnert man sich an die genossene Gastfreundschaft und die interessante, eindruckliche Führung der Ingenieure von Bauleitung, Unternehmungen und der Industriellen Betriebe der Stadt Zürich.

Protokollführerin: *M. Gerber-Lattmann*

## Geschichte und Kultur des Engadins

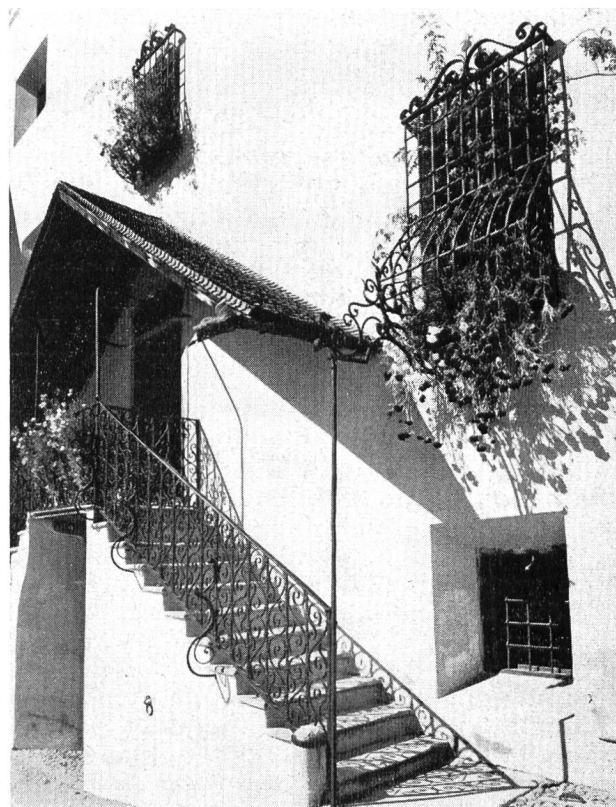
Vortrag von Prof. Dr. Reto R. Bezzola, Universität Zürich,

anlässlich der Hauptversammlung des Schweizerischen Wasserversbands vom 27. August 1959 in Sils-Maria

Meine Damen und Herren,

Die Engländer nennen Tibet das Dach der Welt und das Engadin das Dach Europas. Man würde im allgemeinen nicht erwarten, daß auf Dächern, d. h. in solchen gebirgigen Höhenlagen, Geschichte sich abspielt und Kultur sich entwickeln kann. Das Beispiel Tibets mit seiner uralten Kultur beweist das Gegenteil, und wir trauern heute alle um die jüngste Vergewaltigung dieses Hochlandes und seiner kulturellen Eigenart. Hat das Engadin auch eine Geschichte und eine Kultur wie Tibet? Da ist zu sagen, daß Tibet, obwohl noch viel höher gelegen, eine unendlich weite, vielfältig ausgehende Hochebene bildet, in der Städte, Klöster und andere Kulturzentren entstehen und sich entwickeln konnten. Das Engadin ist keine weite Hochebene, es hat keine Städte und keine Klöster. Doch hat es andere Voraussetzungen topographischer Art, die eine Geschichte direkt erzwingen und eine, wenn auch bescheidene Kultur wenigstens ermöglichen. Treten Sie vor das Haus, gehen Sie auf die Straße zwischen Segl-Maria und Segl-Baselgia hinaus und schauen Sie rechts, schauen Sie links; auf beiden Seiten ist der Blick offen, meilenweit. Wenn Sie es nicht wüßten, würden Sie nicht merken, wo es talaufwärts und wo es talabwärts geht. Am Piz Longhin, den Sie links oben am Horizont erblicken, scheiden sich die Wasser für drei Meere: das eine fließt nach Norden in die Julia, von ihr in den Rhein und mit dem Rhein in den Atlantischen Ozean; das zweite kommt zu uns herunter, ergießt sich als Sela in den Silsersee, und durch die Seen hindurch wird es zum En (Inn), der als mächtiger Strom bei Passau die Donau findet und mit ihr dem Schwarzen Meer zuströmt; das dritte Wasser ist die Maira, die hinter dem Longhin hinunter durch das Bergell in den Comersee und daraus als Adda in den Po gelangt, der sie dem Mittelländischen Meer entgegenführt. Nach Österreich und dem Osten, nach Italien und dem Süden stehen uns die Wege offen, wir brauchen keine Berge und Meere zu überqueren, wir können uns nur hinuntergleiten lassen, und um in die Schweiz, nach Deutschland, nach Frankreich, nach Norden und Westen zu gelangen, genügt eine Steigung von 1½ Stunden zu Fuß von Silvaplana auf den Julierpaß und wieder geht es abwärts ohne Hindernis.

Das Engadin ist keine weite, ausgedehnte Hochebene, es ist aber auch nicht ein abgelegenes Bergtal, es ist ein Durchgangsland par excellence. Und ein Durchgangsland hat immer eine Geschichte, meist eine bewegte Geschichte. Hat es auch eine Kultur? Um eine Kultur zu entwickeln, müssen die Leute sesshaft werden. In einem Hochtal wie diesem, wo nicht viel mehr



Charakteristisches Detail eines Engadinerhauses mit kunstvoll handgeschmiedeten Gittern und Hängengelken. (Photo O. Furter, Davos)

als Gras wächst, Gemüse und einige Beeren, in guten Jahren weiter unten im Tale etwas Kartoffeln, ein wenig Getreide und einige ganz spärliche Früchte, wo oft während 8 Monaten Schnee auf Wiesen, Feldern und Wäldern liegt und Eis auf den Seen und Flüssen und Bächen, da kann sich keine zahlreiche Bevölkerung ansiedeln. Wovon soll sie leben? Von der Jagd, vom Fischfang, von der Viehzucht. Bleibt der Durchgangsverkehr, bleibt das Hinuntersteigen in fruchtbare Gegenden, um dort Verdienst zu suchen. Genügt dies? Es genügt für eine ganz kleine Anzahl von Menschen, und es verleiht diesen Menschen und ihrem Leben, ihrer Kultur einen ganz besonderen Charakter.

Wenn Sie das Engadin durchwandern, merken Sie das. Es gleicht keiner anderen Gegend der Schweiz noch Europas, und nicht nur landschaftlich.

Vor ein paar Jahren fuhr ich mit einem belgischen Freund ins Engadin, einem Philosophen. Er hatte dieses

Tal noch nie gesehen, er wußte auch nichts von seinen Bewohnern, von seiner Geschichte. Auf einem Aussichtspunkt in Bos-cha, bei Guarda, saßen wir nieder und schauten ins Tal hinunter. Lange sprachen wir nichts. Da sagte er: Ich war schon andere Male in den Bergen, aber nirgends hatte ich das Gefühl wie hier: Hier hat man *gelebt*. Das ist eine menschliche Landschaft.

Ich antwortete: Im Jahre 1560 gab der Jurist und Notar Jachem Bifrun von Samedan, der in Paris studiert hatte, die erste Übersetzung des Neuen Testaments auf Rätoromanisch heraus. Sie wurde eingeleitet durch einen Brief des Reformators Filip Galizius-Saluz an die Engadiner Jugend. In diesem Briefe stand der Satz: «Obwohl unser Engadin ein hochgelegenes und wildes Land ist, so hat es doch immer höchst menschliche Leute hervorgebracht und Köpfe, geeignet für jegliche Ämter und andere schöne Sachen.» — («Cum bain cha la nossa terra d'Agredina es sü l'g laer ün'hota terra e sulvedgia, schi s'ho ella impercho saimper achiateda cun lieud humaungia e cun schervellas tiers tuot ufficis e bellas chiosas adëstras.»)

Galizius schrieb und lebte in einer Zeit geistiger Hochblüte des Engadins. Es war sicherlich nicht immer so gewesen. Wenn er aber immer, «saimper» sagt, so bezeugt er damit das gleiche, was mein belgischer Freund fühlte. Dieses «hochgelegene wilde Land» ist ein ausgesprochen menschliches Land. Wenn die Walliser Bauern Ramuz' von den Bergen sprechen, sagen sie «c'est un mauvais pays»! In der ganzen rätoromanischen Literatur findet man nie dieses Gefühl. Die Berge sind hier für den Menschen nie schlecht, sie sind erhebend, befreiend. Denn man ist ja droben, überall geht es hinunter. Die Berge erdrücken einen nicht, sie lassen freier atmen in ihrer kristallhellen Luft.

Wann kamen die ersten Menschen hier herauf? Wann wagten sie, sich dauernd niederzulassen? Vor 3000 Jahren waren sie auf jeden Fall schon da und hatten auf Anhöhen über dem Tal, wie bei Ramosch, ihre Siedlungen errichtet. Sie jagten und betrieben Viehzucht und etwas Ackerbau, wie es ihre Nachfahren noch heutzutage tun. Sie verfertigen schön geformte und reich verzierte Töpfereien. In der späteren Bronzezeit, um 1000 bis 800 vor Christus, faßten sie die Heilquellen von St. Moritz in mächtige, ausgehöhlte Lärchenstämme und legten Dolche und Nadeln nieder als Gaben für den Quellgott. Dann kamen neue Völker, wohl aus dem Osten, die Etsch und den Inn herauf, venetisch-illyrischen Ursprungs. Sie errichteten befestigte Siedlungen auf den Anhöhen bei Lavin, bei Susch, bei Zernez, bei S-chanf. Von Süden her flüchteten vor den einfallenden keltischen Galliern in Oberitalien hochgebildete Etrusker hier herauf, deren Sippenamen man in den Namen gewisser Engadinerdörfer wie Samedan zu erkennen glaubt. Mit den ersten Bewohnern sich mischend, bildeten sie das Volk der Rätier. Hier im Tale war es der Stamm der Oeniates, der Anwohner des Oenus (des Inn); ihr Tal wurde Oeniatina genannt, heute Engiadina. Einzelne keltische Siedlungen mischten sich vielleicht darunter, wie die Dorfnamen Brail, Ardez und Segl (Sils), der Flurname Seglias (zusammenhängend mit französisch *sillon*) zu beweisen scheinen. Es sei denn, die verlorene rätisch-illyrische Sprache sei dem Keltischen so verwandt gewesen, daß die betreffenden Wortstämme auch im Rätischen vorhanden gewesen wären. Mit den Kelten

und später mit den Römern in Oberitalien standen die Rätier im Tauschhandel. Öfters stiegen sie aber auch den Maloja hinunter und plünderten und brandschatzten die reichen Gegenden am Comersee, ja Como selbst. Vor allem verwehrten sie aber den römischen Legionen die Alpenübergänge, so daß Augustus 15 vor Christus seine beiden Stiefsöhne Drusus und Tiberius beauftragte, ganz Rätien zu unterwerfen, was erst nach der Bezwingung der mächtigen, von Horaz genannten Rätierburgen in mörderischen Kämpfen gelang. Die Römer betrachteten das Engadin wie Rätien als Durchgangsland und gliederten die kriegerischen Bergbewohner als rätische Legion in ihre Heere ein. Sie ließen sich kaum in größerer Zahl nieder. Römische Ortsnamen wie Silvapiana, wie Schlarigna (Celerina von *cellarium*, Keller, Vorratsraum, wenn es nicht etruskisch ist), sind verhältnismäßig selten, römische Inschriften ebenfalls. Doch setzte sich die Romanisierung durch, und die allermeisten Flurnamen sind lateinisch. Im Latain Rätien und des Engadins, dem Rätoromanischen von heute (im Engadin noch heute Ladin d. h. lateinisch genannt) finden wir wenig Überreste des verschollenen vorlateinischen Rätischen. Freilich mögen die römischen Militär- und Verwaltungsbeamten noch Jahrhunderte lang ständig Zuzug erhalten haben an Kaufleuten, Handwerkern und einzelnen Siedlern von Süden her, wie dies später das ganze Mittelalter hindurch bis in die Neuzeit geschah. Dagegen blieb Rätien und ganz besonders das Engadin von der germanischen Völkerwanderung als einziges Land in Europa sozusagen unberührt, und römisches Gesetz galt bis ins 8. Jahrhundert, als das römische Reich längst untergegangen war, wie sich im Rätoromanischen so und so viele lateinische Ausdrücke erhalten haben, die im Französischen, Italienischen und Spanischen verschwunden sind.

Die kurze ostgotische und die längere fränkische Oberherrschaft blieben nur nominell, ebenso größtenteils diejenige der deutschen Kaiser, die Karls des Großen Erbe antraten. Aber als Durchgangsland war das Engadin sowohl den Römern als auch später den karolingischen und deutschen Kaisern wichtig. Wenn die Säulen auf dem Julierpaß auf die Römer zurückgehen, so zeugen die einzigartigen Fresken in der Kirche zu Müstair von der Wichtigkeit der Engadinerpässe zur Zeit Karls des Großen, und in Chiavenna, am Eingang des Bergells, fiel Kaiser Friedrich Barbarossa zu Füßen seines Vetters und Vasallen Heinrich des Löwen, ihn vergeblich um Hilfe anflehend gegen die lombardischen Städte. Einzelne süddeutsche Herren hatten sich in Rätien, bis ins Engadin hinauf, Güter und<sup>9</sup> Hoheitsrechte erworben, wie die Herren von Gamertingen. Doch kaufte ihnen im Jahre 1139 der Bischof von Chur diese Güter und Rechte ab, wie er dann bald die ganze Talschaft an sich brachte und in Samedan, in Zuoz, in Tarasp, in Tschanüf seine Statthalter einsetzte. Doch auch Chur war weit vom Engadin, und der gnädige Herr mußte sich früh auf die Markgenossenschaften, auf die Dorfvorsteher im Engadin selber stützen und Talkanzler und Ammann aus den Einheimischen wählen. Im 13. Jahrhundert schien es einen Augenblick, wie wenn die mächtige Familie Planta in Zuoz die ganze Verwaltung und Gerichtsbarkeit an sich reißen würde, während im Unterengadin der Bischof Mühe hatte, sich der Einmischung der Grafen



Plantahaus Samedan, heute Hort der rätoromanischen Bibliothek  
(Photo A. Pedrett, St. Moritz)

von Tirol zu erwehren, die ihre dort erworbenen Rechte auszudehnen suchten. Als dann der Churer Bischof Peter von Böhmen, ein Fremdling, gar seine Länder an Österreich zu verpfänden drohte, griffen die Gotteshausleute zur Selbstverteidigung. 1367 versammelten sich ihre Abgeordneten zu Zernez und später in Chur und zwangen dem fürstbischöflichen Oberherrn ihre Aufsicht über die bischöfliche Verwaltung und die bischöflichen Finanzen auf. Die Gerichtsgemeinden des Oberengadins und des Bergells siegelten das Dokument bereits mit eigenem Siegel. Dasjenige des Oberengadins trägt wie heute noch das Bild des St. Luzius, des legendären königlichen Sendboten aus Britannien, der Rätien christianisiert haben soll.

Das war der Anfang der rätischen Selbständigkeit, des Gotteshausbundes, das Engadin, das Oberhalbstein und Chur umfassend, dem sich bald nachher der Graue Bund im Rheingebiet und der Zehngerichtenbund in Davos, Prättigau und Herrschaft anschlossen zum Freistaat der Gemeinen Drei Bünde.

Gleichzeitig mit der politischen Freiheit machte sich im Hochtal ein wirtschaftlicher Aufschwung geltend. Neben der Viehzucht, der Jagd und Fischerei und der bescheidenen Landwirtschaft brachte der Warentransport über die Pässe immer größeren Verdienst, um so mehr, als Dorfbewohner in den sogenannten Porten ein genau geregeltes Monopol dieser Transporte eingerichtet hatten, über das sie eifersüchtig wachten. Vor allem aber fing man an, ins Tiefland hinunterzusteigen, namentlich nach Italien und besonders ins Venezianische, nicht mehr auf Raubzüge wie die alten Rätier, sondern um friedlichen Verdienst zu suchen als Schuster, als Glaser, als Zuckerbäcker. Neulich im fernen Friaul aufgefundene Dokumente zeigen, daß dort seit dem 14. Jahrhundert zahlreiche Engadiner ansässig waren. Mit der Zeit nahm diese periodische Auswanderung

immer mehr zu, um im 17., 18. und 19. Jahrhundert ihren Höhepunkt zu erreichen. Engadiner haben im 17. Jahrhundert als erste in Europa in öffentlichen Gaststätten in Venedig Kaffee ausgeschenkt. In den Zünften der Zuckerbäcker, Cafetiers und Liqueurverkäufer besaßen sie die Mehrheit, und es half nichts, daß ihre venezianischen Konkurrenten die Inquisition auf sie hetzten. Sie setzten venezianische Strohmänner als Meister ein und beherrschten weiter das Gewerbe hinter den Kulissen, bis die Serenissima im Jahre 1766 (erbost über eine politische Schlappe, die ihnen die Drei Bünde in Wien beigebracht hatten) alle Bündner — es waren vor allem Engadiner — auswies. Da ergoß sich der Strom der Engadiner-Auswanderer über ganz Italien, vor allem über die Aemilia, die Toskana und Umbrien, aber dann auch bis nach Sardinien und, im Norden, über Frankreich, Deutschland, Polen, Dänemark und Schweden. Die allermeisten kauften sich im fremden Lande nicht ein, sondern kehrten regelmäßig alle paar Jahre in die Heimat zurück und verbrachten dort ihren Lebensabend. Dazu kamen seit dem 15. Jahrhundert, wie in der Schweiz, die fremden Kriegsdienste, die mit der Auswanderung zusammen im Engadiner einen Menschentypus ausgebildet haben, der stärkste Verbundenheit mit der heimatlichen Scholle mit einer Weltgewandtheit verbindet, wie man sie sonst nur in großstädtischen Verhältnissen findet.

Dem entspricht auch die Engadinerkultur in allen ihren Äußerungen. 1499 hatten die Bündner mit Hilfe der Eidgenossen die Österreicher, die kurz vorher das Unterengadin gebrandschatzt und verwüstet hatten, in der Calvenschlacht am Ausgang des Münstertales vernichtend geschlagen. 1512 hatten sie Bormio, das Veltlin und Cläven erobert und sich freien Zugang nach Italien verschafft. Im Hochgefühl der gesicherten Freiheit und der wirtschaftlichen Blüte entwickelte sich, namentlich im Engadin, ein geistiges Leben, wie man es sich in den bauerlichen Verhältnissen eines solchen Hochtales kaum vorstellen kann. Zahlreich ziehen die Söhne aus den guten Familien, ja auch armer Leute Kinder, an die Schulen nach Bologna, nach Pavia, nach Zürich, nach Basel, nach Paris. Im 16. Jahrhundert kann man wirklich von einem Engadiner Humanismus reden. Simon Lemnius aus dem Münstertal ist in Wittenberg ein Schüler und Freund Melanchtons und erzürnt Luther durch seine lateinischen Gedichte. Er wird in Bologna zum Dichter gekrönt, gibt in Basel die erste Übersetzung der Odyssee in lateinischen Hexametern heraus und hinterläßt ein prächtiges lateinisches Epos, die «Raeteis», eine Verherrlichung der bündnerischen Heimat, ihrer Vergangenheit und ihres Freiheitskampfes. Seine vergilschen Schilderungen des Engadins und seiner Bewohner gehören zum Kostlichsten, das wir besitzen. Mit ihm wetteifern in lateinischen Versen Marcus Tattius aus Zernez, Colani aus Chamuesch, die in München studieren, in Ingolstadt lehren. Duri Chiampell aus Susch verfaßt eine großangelegte lateinische Schilderung und eine lateinische Geschichte Rätiens seit den Urzeiten. Und gleichzeitig entsteht im Engadin die romanische Schriftsprache und die romanische Dichtung. Zweifellos hatte es schon während des Mittelalters mündlich überlieferte romanische Lieder gegeben. Von den hunderten noch erhaltenen Volksliedern gehen verschiedene höchst wahrscheinlich auf das Mittelalter zurück; das gleiche ist

vom überreichen Märchen- und Legendenschatz, den Kinderreimen usw. zu sagen, kurz, von der sogenannten Volkspoesie, die von Mund zu Mund geht und immer wieder sich verändert. Die bewegten politischen und kriegerischen Ereignisse brachten Spott-, Rüge- und Kampflieder hervor, von denen Chiampell in seiner *Historia Raetica* ein paar Verse zitiert anlässlich der Kämpfe mit Tirolern, die im Unterengadin der Calvenschlacht vorangingen. Ein politisches Kampf- und Rügelied größeren Umfangs ist nun das erste Literaturdenkmal des Engadins und des Rätoromanischen überhaupt. Unter Churwelsch verstand man in deutschsprachigen Gebieten früher die welsche, d. h. die lateinische Sprache von Chur-rätien; daraus ist das bayrisch-deutsche Kaurerwelsch, Kauderwelsch entstanden, für eine unverständliche Sprache im allgemeinen. Noch 1538 hatte der Glarner Historiker Gilg Tschudi behauptet, daß man «Churwelsch nit schriben kan». Doch schon elf Jahre vorher hatte der Engadiner Staatsmann Gian Travers aus Zuoz ein politisches Kampflied niedergeschrieben, in welchem er in 704 kräftigen, holprigen romanischen Versen den Krieg der Bündner gegen den Kastellan von Musso am Comersee, Gian Giacomo Medici, beschrieb. Diesen Kampf hatte Travers selber geführt, um das eben erbeutete Veltlin, dessen Statthalter er selber war, und seine Politik zu verteidigen gegen ein Schmählid aus dem Bergell, das entstanden war, während Travers in den Kerkern der Bergfeste Musso schmachtete, nachdem ihn sein Gegner verräterisch gefangengenommen hatte. Sieben Jahre darauf hatte der gleiche Gian Travers ein biblisches Drama verfaßt, die «Geschichte des Patriarchen Joseph», ebenso dann 1542 ein zweites, «Die Geschichte des verlorenen Sohnes», das er durch die Jugend von Zuoz aufführen ließ, und 1547 ein drittes, ein «Joseph» in «komischem Stil», wie Chiampell schreibt. Andere biblische und profane Dramen folgten, von anderen Engadiner Autoren, deutschen und lateinischen Schauspielen, aber auch italienischen und französischen Romanen entnommen. Im ganzen kennen wir deren ungefähr 30, größtenteils noch dem 16. Jahrhundert zugehörend. Vielfach dienten sie nach 1550 dem Glaubenskampf, denn schon seit den dreißiger Jahren war die Reformation ins Engadin gedungen, und bis 1577 hatten alle Engadinerdörfer die neue Lehre angenommen, mit Ausnahme der noch heute katholischen Gemeinde Tarasp (die bis 1803 eine österreichische Enklave bildete).

Die schon erwähnte meisterhafte romanische Übersetzung des Neuen Testaments durch Jachem Bifrun aus Samedan (1560) wird für die romanische Schriftsprache die gleiche grundlegende Bedeutung haben wie die Lutherbibel für das Deutsche. Ihr folgten die Psalmen und die geistlichen Lieder des Reformators und Historikers Duri Chiampell (1572), dann im 17. Jahrhundert das Neue Testament von Gian Luzi Gritti (1640), die Psalmen und geistlichen Lieder des Lurainz Wiesel aus Zuoz (1661), die Genesis und der Exodus von Jon Pitschen Saluz aus Lavin (1637 und 1662), schließlich die ganze Bibel, übersetzt von J. A. Vulpius und J. H. Dorta, 1679 in Scuol gedruckt mit der finanziellen Hilfe des ganzen Engadinervolkes. Der dreißigjährige Krieg, der Graubünden als Beherrscher der wichtigen Alpenpässe in die Weltpolitik hineingerissen hatte und in die stärksten Wirren stürzte, brachte die

politischen und konfessionellen Leidenschaften zum Siedepunkt, wovon die zahlreichen Streitgedichte und Erbauungsschriften der Zeit beredtes Zeugnis ablegen. Im Zentrum stand bis zu seiner Ermordung im Jahre 1639 der listenreiche, gewalttätige, skrupellose, aber glühende Engadinerpatriot Güerg Jenatsch aus Samedan. Engadiner Prädikanten wie Luzi Gabriel aus Ftan hatten seit Anfang des Jahrhunderts mit der Reformation die romanische Schriftsprache auch in die Täler des Rheins gebracht, wo sie in surselvischer Form neue Lieder, Dramen und Prosaschriften entstehen ließ. Im Engadin hatte das Romanische schon im 16. Jahrhundert das Lateinische auch als Amtssprache in den Gemeindeordnungen und Satzungen ersetzt.

Bis ins 18. Jahrhundert hinein blieb die Engadinerliteratur wie die romanische Literatur im allgemeinen vor allem ein Instrument der Kirche und der politischen Kämpfe, was nicht hinderte, daß sie herrliche Lieder hervorbrachte, wie die Kampf-, Freiheits- und Glaubenslieder der Philomela des Pfarrers von Ramosch, Martinus ex Martinis und seines Vaters Joannes Martinus, dessen Triumphlied anlässlich des endgültigen Loskaufes der Unterengadinergemeinden von der österreichischen Herrschaft im Jahre 1652 eines der gewaltigsten Freiheitslieder ist, das ich kenne, von einer Wucht des Rhythmus und des Wortes, von einer Weite des Horizonts, wie man sie nur einem Mann zutrauen kann, der, in einem offenen Durchgangsland aufgewachsen, mit der ganzen Welt in geistiger Verbindung stand. Ein anderes Beispiel dieser Art ist die Weise, wie der achtstimmige Gesang der holländischen Psalmen und Kirchenlieder durch einen Offizier in niederländischen Diensten, einem Planta aus Zuoz, in sein Heimatdorf hinaufgetragen und dort liebevoll entwickelt und gepflegt wurde, mit Unterbrüchen bis auf den heutigen Tag. Es war mir eine besondere Genugtuung, an diesen lebendigen Kulturaustausch zu erinnern, als ich vor ein paar Jahren die Ehre hatte, an der Universität Amsterdam den Lehrstuhl für Rätoromanisch einzuweihen, den eine Holländerin mit einer Habilitationsschrift über die Sprache Bifruns zu besteigen sich anschickte, wie es mich andererseits mit größter Freude erfüllte, an der Universität Murcia in Spanien anlässlich eines dortigen Vortrags über das Romanische feststellen zu können, daß der Rektor der Universität, ein Jurist, eine ganze rätoromanische Bibliothek besaß. Sie umfaßte vor allem die romanischen Dichter des 19. und 20. Jahrhunderts.

Seit 1800 hatte sich die romanische und besonders die engadinische Literatur von Kirche und Politik emanzipiert. Unter dem Einfluß der deutschen, italienischen und französischen Romantik entwickelte sich eine weltliche und gleichzeitig intimere Lyrik. Gian Battista Tschander (Sandri) aus Samedan dichtete noch ganz unter dem Einfluß des Volksliedes, und zu Volksliedern wurden bald auch seine eigenen Gedichte. Conradin Flugi d'Aspermont aus St. Moritz verfaßte delikate, fast fraulich feine Verse, der Natur und dem Heimattal verpflichtet; Gian Fadri Caderas aus Zuoz, in seiner Jugend ein Engadiner Auswanderer wie Tschander, ist mit seinen zarten, traurig anmutenden Heimweh-, Natur- und Liebesgedichten der typisch weiche Romantiker. Der Jurist Zaccaria Pallioppi aus Schlarigna, Verfasser des großen engadinischen Wörterbuchs, führt die klassischen Vers- und Strophenformen der Antike ein; der Bundesrichter Andrea Bez-



Dorfpartie mit typischen Engadinerhäusern in Guarda im Unterengadin. (Photo O. Furter, Davos)

zola aus Zernez und Gudench Barblan aus Vnà, Direktor der Landwirtschaftlichen Schule Plantahof, gaben dem Engadin die heute am meisten gesungenen Heimatlieder: «Ma bella val, mi'Engiadina», «Tschantà davant meis prümaran in s-chüra not sulet», «Chara lingua da la mamma, tü sonor rumantsch ladin». Eduard Bezzola aus Zernez und der kürzlich verstorbene Men Rauch aus Scuol schenkten uns als witzige Chansonniers humoristische Lieder, die heute in aller Leute Mund sind.

Und am Ende des 19. und anfangs des 20. Jahrhunderts war dem Engadin der größte Lyriker erstanden in Peider Linsel aus Sent. Einen bedeutenden Teil seines Lebens in der Toskana verbringend, verstand es Peider Linsel, einen schweren jugendlichen Liebeskummer in den Ausdruck einer glühenden Leidenschaft zur fernen Heimat zu verwandeln mittels einer bisher dem Romanischen unbekanntem Meisterung der dichterischen Form. Schwer wird dieser Kampf sein um eine neue dichterische Sprache, und erst in späten Jahren wird Linsel durchdringen zu dem, was er schließlich wurde, der Erneuerer dichterischer Werte, dessen Beispiel noch heute nachwirkt bei den Dichtern der jetzigen Generation, wie einem Artur Caflisch aus Zuoz, einem Jon Guidon aus Zernez, einem Andri Peer aus Lavin und so viel anderen mehr. Und neben der Lyrik die Erzählung, angefangen mit den reizvollen Erzählungen eines Giovannes Mathis aus Schlarigna, wieder eines Auswanderers, der in Brüssel, in Genua, in Toulon die heiteren und ersten Augenblicke des trauten Engadinerdorflebens erträumt und humorvoll zu schildern weiß, zu Gian Gianet Cloetta aus Bravuogn und Balsler Puorger aus Tschlin, die Engadiner Schicksale in der Heimat und die der Fremde aufleben lassen, zu Schimun Vonmoos aus Ramosch, unserem zweifellos begabtesten Erzähler, der es versteht, mit einem absolut über-

legenen, feinsten Humor aus den unscheinbarsten Gestalten seiner Berggemeinde und ihrer Art zu denken, zu fühlen und zu leben, eine tief gläubige, befreiende innere Heiterkeit hervorleuchten zu lassen. Feinste frauliche Töne, voll zartester Poesie und Humor, brachten die Erzählungen der Schriftstellerin Ursina Clavuot (Gian Girun), die in Italien wohnt, und schärfste, witzigste ironische Satire die Erzählungen von Reto Caratsch, dem Hauptkorrespondenten der Neuen Zürcher Zeitung in Paris.

In unseren Tagen streben ein Clà Biert aus Scuol und ein Andri Peer aus Lavin mit neuen Mitteln darnach, eine heilvoll kräftigende, aus alten Sprachquellen schöpfende und doch der modernsten Weltliteratur offene Erneuerung des Prosastils zu verwirklichen.

Schließlich fehlt auch das moderne Drama nicht. Florian Grand aus Sent hatte sich nur im Kielwasser des volkstümlichen historischen Stücks in Versen versucht, wie es die Romantik gebracht hatte und wie es heute ein Tista Murk aus Müstair zeitgemäß erneuert. Eduard Bezzola und andere tauchten es ins tägliche Dorfleben ein. Der katholische Pfarrer Wyler von Zuoz, ein gebürtiger Luzerner, erstaunte die Engadiner mit seiner «Festa dals Tabernaculs», die eine Wiedergeburt des biblischen Dramas darstellt, gleichzeitig mit dem Hiobsdrama des Arztes Men Gaudenz aus Scuol. Jon Semadeni, ebenfalls in Scuol, war es vorbehalten, ein paar wichtige, erstklassige Stücke von aktuellster und lebendigster Modernität zu schaffen.

Doch Kultur ist nicht nur Staatengründung, religiöses und politisches Leben und Literatur. Kultur ist einerseits auch wirtschaftliche und rechtliche Gestaltung der Gemeinschaft, andererseits Gestaltung der Wohn- und Kultstätten dieser Gemeinschaft, vom Wohnhaus der Familie zum Gotteshaus als solche, wie

auch ihrer Ausschmückung durch die Künste. Schließlich ist Kultur Gestaltung der Lebensformen selber, des Umgangs mit Menschen.

Es würde zu weit führen, in diesem Rahmen von der Gestaltung des Engadiner Rechtslebens, von den Formen der Dorf-, Mark- und Alpgenossenschaften zu reden, die natürlich denjenigen anderer Alpentäler gleichen, zum Teil aber auch ganz eigene Züge aufweisen. Einige ganz wenige, dem sprachlichen Leben entnommenen Beispiele, mögen genügen.

Wählen wir als erstes die Gemeinde selber. Man würde annehmen, daß auf dem Lande der politische Begriff der Gemeinde aus dem Siedlungsbegriff des Dorfes entsteht. Dem ist nicht so. Wie im Deutschen und Italienischen sind im Engadinerromanisch Dorf und Gemeinde zwei verschiedene Begriffe. Nun ist gerade das eigenartige Ineinandergreifen der beiden für das Rätoromanische besonders charakteristisch. Für Dorf sagt der Lateiner «vicus», für Gemeinde «commune». Während nun commune im Italienischen und Französischen wie im Rätoromanischen erhalten ist, ist vicus in Italien und Frankreich in seiner ursprünglichen Bedeutung nur noch in Ortsnamen vorhanden und sonst zu Gasse, Gäßchen (vico, vicolo) herabgesunken, während für Dorf paese, villaggio (pays, village) sich breitmacht, Worte, die vor allem den Gegensatz zur Stadt betonten (paese, pays = Siedlung auf dem pagus, dem Gau, dem Lande; villaggio, village von villa, d. h. die Bauernhäuser und das Landhaus des städtischen Großgrundbesitzers). Das Rätoromanische aber erhält das alte vicus im surselvischen vitg, unterengadinischen vi, oberengadinischen vih, im alten Sinne von Dorf. Cumün, cumön, cumin (lat. comune), das politische Gebilde, bezeichnet nicht wie im Italienischen und Französischen die politische Gemeinschaft von Leuten in der gleichen Siedlung, sondern einen Zusammenschluß von Leuten aus verschiedenen Dörfern zu einer Gerichtsgemeinde. So bildete das ganze Oberengadin, d. h. eine ganze Talschaft, eine einzige Gemeinde. Mit der Zeit schieden sich aber die einzelnen Dörfer als neue politische Gebilde heraus, die sich vom cumün zwar nicht gerichtlich, aber administrativ abspalteten. Sie wurden nun nicht mit dem Wort vih, vi, vitg = Dorf bezeichnet, denn sie waren nicht der Ausfluß eines Dorfwillens; sie entsprangen aus einem Zusammenschluß der einzelnen Dorfbewohner, die sich nicht als Dorfbewohner, sondern als Nachbarn (lat. vicini) zusammenschlossen (auch die italienische Stadtcommune war ja ursprünglich eine private Interessengemeinschaft).

In der Tat bedeutet vicinus trotz des ursprünglichen Zusammenhangs mit vicus auf Lateinisch nicht Dorfbewohner, sondern eben Nachbar. Ihr Zusammenschluß ergab die vicinanta, die Nachbarschaft, oberengadinisch vschinauncha, surselvisch vischnaunca. Im Oberengadin hat nun vschinauncha dazu noch vih in der Bedeutung von Dorfsiedlung fast ganz verdrängt. Vih ist heute veraltet und literarisch; lebendig ist es nur noch in der Benennung von Dorfteilen, «Somvih, Dimvih» = Oberdorf, Unterdorf. Im Surselvischen ist dagegen vitg für Dorf absolut geläufig, während im Unterengadin, wo sich das neue Gebilde der «Nachbarschaft», wohl wegen der andauernden Kämpfe gegen die österreichische Oberherrschaft, von der Gerichtsgemeinde erst spät loslösen konnte, der Ausdruck für Gerichtsgemeinde, cumün, sich schließlich auf das

Dorf übertrug. So heißt Dorf heute im Bündner Oberland vitg, im Oberengadin vschinauncha, im Unterengadin cumün. Doch hat sich andererseits das Wort vschin, vaschin, vischin (aus vicinus) im Sinne von Bürger in allen romanischen Mundarten erhalten, in schärfstem Gegensatz zu italienisch cittadino, borghese, französisch citoyen, bourgeois, deutsch Bürger, die alle auf die Stadt hinweisen.

Innerhalb der Gemeinde bestand natürlich von alters her die Familie. Für die Bedeutung der Familie zeugt im Engadin der eigenartige Reichtum von ganz auf lateinischem Wortgut aufgebauten Verwandtschaftsausdrücken:

cusdrin (it. cugino, fr. cousin) bedeutet Vetter 1. Grades  
 suvrin = Vetter 2. Grades  
 basdrin = Vetter 3. Grades  
 basdrinet = Vetter 4. Grades, wozu noch als Scherzausdruck  
 sfuret für Vetter 5. Grades kommt.

Mit der Familiengenossenschaft in engster Verbindung steht nun ein Wort, das in seiner Bedeutung wiederum geeignet ist, den eigenartigen Charakter der alten engadinischen Bergbauernkultur widerzuspiegeln. Es ist das Wort «massér». Um die Bedeutung zu verstehen, die der Engadiner diesem Wort beimißt, muß einiges vorausgeschickt werden. Wir sprachen von Bergbauernkultur. Was ist überhaupt Kultur? Kultur ist vor allem Harmonie zwischen den verschiedenen Forderungen, die wir an den Menschen als Menschen stellen, in der Verwirklichung seiner eigenen *Persönlichkeit*, nicht nur als Individuum, sondern auch als Glied einer Gemeinschaft. Kultur setzt also als erstes eine Gemeinschaft voraus, in welcher der Mensch als Persönlichkeit, d. h. als Einzeller und als *aktives* Glied der Gemeinschaft bestehen kann, in welcher er nicht nur eine Nummer ist, in welcher er aber auch durch Erziehung und Beschränkung seiner Einzelrechte immer wieder daran gemahnt wird, daß die höchste Verwirklichung seiner selbst in der selbstgewollten Untrennbarkeit seiner Einzelpersönlichkeit und seiner Rolle als Mitglied der Gemeinschaft liegt.

Das Wort «massér» drückt nun eben diese Untrennbarkeit aus. Für den Bergbauern der höchsten Alpentäler, wo fast nur noch Gras wächst, bildeten Viehzucht und die damit verbundene Alpwirtschaft lange fast die einzigen Lebensmöglichkeiten. In den seit undenklichen Zeiten auf genossenschaftlicher Grundlage aufgebauten Alpgenossenschaften der Bauern, ihren gemeinsamen Arbeiten zur Rodung, zur Reinigung der Weiden und Wiederinstandstellung von dem, was Lawinen, Unwetter, Bergstürze und Wildwasser zerstörten, in ihrer klugen Verteilung der Pflichten und Rechte auf die einzelnen Genossenschaftler, findet der Gemeinschaftssinn eine geradezu vorbildliche Gelegenheit, sich zu betätigen. Andererseits findet die Einzelpersönlichkeit eine hervorragende Entwicklungsmöglichkeit im Amte des von der Alpgenossenschaft gewählten Alpvogtes (cho d'alp aus lateinisch caput de alpe), der die Bewirtschaftung der Alp durch die Sennen und Hirten beaufsichtigt und dafür der Alpgenossenschaft gegenüber verantwortlich ist. Alpgenossen sind die Bauern eines Dorfes. Der Alpgenosse heißt nun auf engadinisch *il massér*. Kein deutsches, italienisches oder französisches Wort kann nun alle Werte dieses Wortes «massér» wiedergeben. Denn «massér» bezeichnet nicht nur

den Beruf des Bauern, aus «massarius» von «massa», das im Spätlatein wie noch im Italienischen *masso* und im provenzialischen «*mas*» ein Landgut bezeichnete. «*Massér*» bezeichnet nicht nur die Eigenschaft des Alpenossen, die im romanischen mit «*alphant*» ausgedrückt war, «*massér*» bezeichnet nicht nur wie zuweilen italienisch *massaio*, *massaro* die Eigenschaft des Hausverwalters und Hausvorstandes. «*Massér*» bedeutet alles dies zusammen. Während der Engadiner, wenn er die weibliche Form «*masséra*» hört, wie der Italiener (*massaia*) in erster Linie an die Hausfrau denkt, so sieht er, wenn das Wort «*massér*» sein Ohr berührt, allerdings auch den Bauern und den Hausvorstand; aber in erster Linie ist für ihn «*massér*» der Inbegriff des als Besitzer eines Gutes zur Verwaltung der bäuerlichen *Gemeinschaft* berechtigten bäuerlichen Familienoberhauptes.

Wenn wir uns zum Schluß nach dem Geistes- und Rechtsleben, kurz der Kunst und Wohnkultur zuwenden, so müssen wir sagen, daß das Engadin bis in die neueste Zeit viel weniger hervorragende Künstler hervorbrachte, als etwa die italienischsprechenden Täler Graubündens. Wir haben in neuester Zeit Engadiner Maler wie Vital, Tach, Vonzun, Bazzell; und doch ist es vielleicht kein Zufall, wenn ein Rudolf von Salis, ein Peter Berry, ein Turo Pedretti und seine Söhne zwar alle im Engadin geboren und aufgewachsen sind, aber ihre Familien von auswärts kamen, vom Bergell, vom Prättigau, von Italien. Der größte Maler des Engadins ist ein Italiener, Giovanni Segantini, der zweite ein Bergeller, Giovanni Giacometti. Auch die schönen romanischen und gotischen Engadiner Kirchen mit ihren Fresken sind wohl meist Werke auswärtiger, namentlich italienischer Meister. Aber etwas haben die Engadiner selber geschaffen, das Engadiner Haus, zweifellos die originellste architektonische Schöpfung Graubündens, die auch nördlich der Berge, ja bis ins schweizerische Mittelland hinunter in neuerer Zeit mit einzelnen Elementen die Bauart zu beeinflussen vermochte, übrigens meistens in nicht gerade glücklicher Weise; denn das Engadiner Haus ist zutiefst mit der Engadiner Landschaft verbunden, wenn seine ornamentalen Elemente auch, wie das typische Sgraffito, von Italien

her stammen. Das Engadiner Haus drückt den Charakter der Engadiner Kultur in unvergleichlicher Weise aus: bäuerliches Berghaus in seiner Grundfassung, Wohnhaus, Scheune und Stall unter einem Dach vereinigend, hinter kräftigen Mauern gegen Sturm, Kälte und Schnee geschützt und doch durchdrungen von einer raffinierten städtischen Wohnkultur in seiner äußeren Ornamentik und in seiner inneren behaglichen und doch nicht engen Häuslichkeit. Die Beibehaltung und ständige zeitgemäße Erneuerung dieses Haustypus drückt, wie etwa das schmucke leuchtende Kostüm der Engadiner Mädchen, dessen ziegelroter Rock aus dem Stoffe der roten Uniformen in fremden Diensten stammte, die geschickte Anpassung des Neuen an das Althergebrachte aus, das auch die Lebensform des Engadiners beherrscht. Er ist neuem gegenüber stets auffallend offen gewesen — wie hätte er es auch nicht sein sollen, gewohnt wie er war, jahrelang in fremden Landen sein Leben zu fristen; und doch hängt er mit dem Herzen an den Bräuchen der Altvorderen. Die Tramegls (Spinnstuben) und die Mezzas sairas (Abendunterhaltungen der Jungmannschaft), die Schlitteda (ihre Schlittenfahrt), die Bavania (das Dreikönigsfest), die Bugliträs (das Maskentreiben des Tschüschaiver, Karneval), die Frühlingsfeste des Chalanda Marz und des Hom strom, die Pardunaunza (die Kirchweih — das Pardon der Bretagne), die Imsüras (das Alpfest), die Schelpcha (die Alpentladung), die Bacharias (die Hausmetzg mit Stehlen des Ochsen durch die Jungmannschaft), die Mazzas und Pazzina (Männerspiele ähnlich dem Golf und dem Hornussen) sind lange, zum Teil noch heute lebendig geblieben; ich zähle sie zu meinen schönsten Jugenderinnerungen und freue mich, wenn meine Söhne begeistert daran teilnehmen. Das hindert jedoch nicht, daß der Engadiner dem modernen Leben gegenüber offen ist, daß das Engadin in der Erschließung der Bergwelt als Erholungsort für die müden Städter den meisten Bergtälern voranging und jeweils die modernsten Hotelpaläste und Bergbahnen errichtete, ja in dieser Hinsicht oft zu viel des Guten tat; daß der Engadiner seine Gäste mit der traditionellen Höflichkeit des Südländers — die schon der englische Reisende



Wohndiele mit gediegener Möblierung in herrschaftlichem Engadinerhaus. (Photo G. Sommer, Samedan)



Coxe im 18. Jahrhundert zu rühmen wußte — empfängt, aber auch mit der reservierten und durch nichts sich beeindruckenlassenden Ruhe und Skepsis des weitgereisten Bergbewohners. Ist es nicht auch ein Ausdruck dieser Gesinnung, dieser Kultur gewesen, wenn die Engadiner vor den Wassergewaltigen, wie Ihnen den Silsersee und mit ihm die ganz einzigartige Oberengadiner Landschaft erfolgreich zu verteidigen wußten, andererseits aber mit großer Mehrheit das gewaltige Spöl- und Innprojekt annahmen, das zwar sicher auch Nachteiliges, aber nicht Tödliches mit sich bringt und den Engadiner Gemeinden neue Möglichkeiten eröffnet? Dieses letzte Beispiel zeigt Ihnen, wie für das Engadin und die Engadiner Kultur immer wieder die gleichen Probleme sich eröffnen, Neues, von allen offenen Seiten Hereinströmendes zu prüfen, es verwandelnd sich anzueignen, ohne den Grundcharakter des Tales und seiner Kultur zu ändern. Daß das in unseren Tagen schwieriger ist als je, daß die Eigenart der Engadiner Kultur, die sich in ihrer Sprache, ihrer Literatur, ihrer Kunst, ihren Bauformen, ihren Wohn- und Lebensformen äußert, schwer gefährdet ist, dürfte jedem klar sein. Vergessen Sie nicht, daß die geistig und wirtschaftlich regsame Schicht der Bevölkerung, ebenso wenig wie früher, im Tale selber ihrem Tätigkeitsdrang genügen kann. In der Fremde oder drunten in den Schweizer Städten bleibt sie mit dem heimatlichen Tal verbunden; aber sie kann die Geschichte des Tales nur sehr mittelbar beeinflussen. Ich denke an die Hunderte von Engadiner Wissenschaftlern, Juristen, Ärzten, Ingenieuren, Lehrern, Pfarrern, Kaufleuten und Industriellen, die draußen in der Welt leben und wirken. Ihnen ist es bewußt, wenn sie da heraufkommen, wie schwer es für die hier Wohnenden wird, den immer höheren Wellen, die heutzutage von überall her hereinströmen, zu wehren, sie zu kanalisieren, so, daß das Engadin und die Engadiner Kultur trotz aller Wand-

lungen das bleiben, was sie immer waren, ein weltoffenes hohes Tal, beschützt, aber nicht eingeeengt, nicht erdrückt von den Bergen, die dem Menschen Kräfte liefern mit ihrer nicht abweisenden, sondern erhebenden Weite. In diesem Sinne ist dank der Unterstützung aller Eidgenossen seinerzeit die Rettung der Oberengadiner Landschaft gelungen, in diesem Sinn möge eine auf vernünftige Maße beschränkte beschlossene Ausnützung der noch vorhandenen Wasserkräfte im Unterengadin sich bewahrheiten, in diesem Sinn möchte ich an Ihre eigene kräftige Unterstützung appellieren, etwa zur Rettung von Segl-Sils als eine Insel der Ruhe und Besinnung für Sie und für uns alle, so z. B. durch die neue Gründung, die in diesem Jahr hier und in Zürich und in Basel stattgefunden hat. Es ist die Stiftung eines Hauses — des Hauses, wo Nietzsche wohnte — als Stätte des Studiums und der Erholung für geistig Schaffende. Als während des Krieges eine Abordnung Hitlers hier erschien, das Haus erwerben und ein 7½ Meter hohes Denkmal errichten wollte, die Stätte geistiger Wiedergeburt eines großen Denkers annektierend, wie sie ihn selber so zu Unrecht annektiert hatten —, da wies sie der Gemeinderat von Sils ohne weiteres ab. Das Engadin soll eine weltweit empfangende und weltweit gebende Stätte, eine menschliche Landschaft bleiben, die es immer war. Dem Dach Europas, dem Engadin, droht nicht gewaltsame Unterdrückung wie Tibet, dem Dach der Welt, doch droht dem Engadin, seiner Kultur und Eigenart wie mancher Schweizer Gegend friedliche Eroberung durch eine uniformisierende Verflachung. Helfen auch Sie mit, dies zu verhindern und dieses ganz besondere und einzigartige Stück Schweiz so zu erhalten, wie es ist und durch alle Verwandlungen der Geschichte hindurch bleiben soll. Von diesem menschlichen, weltoffenen Hochtal vor so weltoffenen Menschen zu sprechen, wie Sie es sind, war mir eine besondere Freude.



Für das Engadinerhaus charakteristischer gewölbter Sulèr (Hausgang) mit gebogenem Heustalltor zur Einfahrt der Heuwagen (Photo A. Steiner, St. Moritz)